

# *Birgit Harms*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Burkina Faso

vom 12. Januar bis 10. April 2001

## **„Das Land der Aufrechten“**

Von Birgit Harms

Burkina Faso, vom 12. Januar 2001 bis zum 10. April 2001  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

|                                                                                                      |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 1. Zur Person                                                                                        | 110 |
| 2. Vorwort                                                                                           | 110 |
| 3. Zur jüngeren Geschichte des „Landes der Aufrechten“                                               | 111 |
| 3.1. Thomas Sankara – Der „Ché Guevara Westafrikas“                                                  | 111 |
| 3.2. Demokratie light                                                                                | 112 |
| 4. Pressefreiheit in Burkina Faso?                                                                   | 113 |
| 5. „Wenn die Mobylette kaputt ist, gibt’s keine Nachrichten“ –<br>Journalistenalltag in Burkina Faso | 114 |
| 6. Frauen in Burkina Faso                                                                            | 115 |
| 6.1. El Dorado der Frauenprojekte?                                                                   | 115 |
| 6.2. Anspruch und Wirklichkeit                                                                       | 116 |
| 6.3. Theater gegen die Unwissenheit                                                                  | 117 |
| 6.4. Pourquoi pas? Pionierinnen im Blaumann                                                          | 118 |
| 6.5. Die Tradition verändern, ohne mit ihr zu brechen                                                | 119 |
| 6.6. Gut gemeint, aber schlecht angekommen –<br>Entwicklungshilfeprojekte für Frauen im Wandel       | 120 |

## 1. Zur Person

Ich bin 1966 geboren und habe bis zum Abitur im ostfriesischen Emden gelebt. Seit 1986 wohne ich in Köln, hier habe ich Französisch, Soziologie und Geschichte studiert. Mein Studium brachte mir (außer des Magistertitels) die Möglichkeit, nebenher als studentische Hilfskraft beim WDR zu jobben und dabei erste Kontakte zu meinem heutigen wichtigsten Auftraggeber zu knüpfen. Meine ersten journalistischen Gehversuche machte ich während des Studiums als freie Mitarbeiterin der Kölner StadtRevue. Praktische Erfahrungen sammelte ich auch durch Hospitanzen bei RTL, der Nachrichtengentur AFP und der Deutschen Welle. Von 1996 bis 1997 habe ich eine einjährige Ausbildung an der Deutschen Hörfunkakademie in Dortmund absolviert. Heute steht mein Schreibtisch in einem Kölner Gemeinschaftsbüro freier JournalistInnen und von hier aus arbeite ich als Autorin für den Hörfunk und – seit 2000 – auch fürs Fernsehen.

## 2. Vorwort

Burkina Faso – damals noch Obervolta – ist mir zum ersten Mal im Kindergottesdienst begegnet. Ein selbstgebasteltes Pappmodell eines typischen Runddorfes sollte uns Kindern jenes ferne Land näherbringen, für das jeden Sonntag der Klingelbeutel gefüllt wurde. Von Anfang an also war der Name Obervolta für mich mit Armut, Hunger und Dürre verbunden. Die Fernsehbilder der großen Dürrekatastrophen in der Sahelzone in den 70er und 80er Jahren bestätigten diesen Eindruck: Kinder mit aufgeblähten Bäuchen, abgemagerte, apathische Menschen mit Fliegen im Gesicht.

Tatsache ist: Burkina Faso gehört auch heute noch zu den ärmsten Ländern der Welt. Doch schon bei meiner ersten Fahrt durch die Straßen Ouagadougous vergesse ich die Bilder von Not und Elend. Bunt, laut und vor allen Dingen: fröhlich – so nehme ich die Hauptstadt und die Menschen wahr. Es wird viel mehr gelacht als auf deutschen Straßen, das fällt mir sofort auf. Verklärte, klischeehafte Vorstellungen einer Reisenden, die gerade aus dem düsteren Winterdeutschland kommt und geblendet ist von der afrikanischen Sonne? Nach drei Monaten bin ich sicher, dass mich mein erster Eindruck nicht täuschte: Es sind überwiegend zuversichtliche Menschen, die ich hier kennengelernt habe. Und das genau ist ihre Stärke: Ihre Fröhlichkeit und ihr Optimismus sorgen dafür, dass Mitleid nur selten aufkommt – obwohl es dafür angesichts der oft miserablen Lebensumstände allen Grund gäbe.

Mein Rechenschwerpunkt war die Frage, inwieweit Projekte der Entwicklungszusammenarbeit die Situation der burkinischen Frauen verbessern

können, welche Ansätze sinnvoll und welche weniger sinnvoll sind. Während meines Aufenthaltes haben mich vor allem kleinere, einheimische Initiativen beeindruckt, die zum Teil auch von internationalen Hilfsorganisationen unterstützt werden. Diesen Projekten widme ich bei meiner Darstellung deshalb mehr Raum als den großen Projekten der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Zunächst aber gehe ich auf die jüngere Geschichte und die politische Lage in Burkina Faso ein, denn beide Aspekte sind meiner Meinung nach wichtig, um sich ein Bild von diesem hierzulande doch ziemlich unbekanntem Land zu machen.

### **3. Zur jüngeren Geschichte des „Landes der Aufrechten“**

#### **3.1. Thomas Sankara – Der „Ché Guevara“ Westafrikas**

Seit 1960 ist die ehemalige französische Kolonie Burkina Faso – damals hieß sie noch Obervolta – unabhängig. Die folgenden zwei Jahrzehnte waren gekennzeichnet durch zahlreiche Putsche, Militär- und Zivilregierungen wechselten einander ab. Einen bemerkenswerten Einschnitt in der politischen Geschichte des Landes gab es 1983, als der junge Offizier Thomas Sankara die damalige Regierung stürzte und an die Macht gelangte. Der charismatische Sozialist Sankara hatte Großes vor: Er wollte der Korruption ein Ende setzen, für mehr soziale Gerechtigkeit sorgen und kämpfte für eine größere wirtschaftliche und damit auch politische Unabhängigkeit von der ehemaligen Kolonialmacht. Der neue Präsident setzte dabei auf unkonventionelle Maßnahmen: So ließ er die zuvor üblichen noblen Staatskarossen versteigern und sorgte dafür, dass alle Minister nur noch im bescheidenen Renault 5 fahren – genauso wie er selbst. Außerdem soll er eines Tages alle Männer des Landes zum Einkaufen geschickt haben, um ihnen klar zu machen, wieviel Haushaltsgeld ihre Frauen benötigen.

Mit seiner zum Teil sehr rigorosen Politik machte Sankara sich bei so manchem unbeliebt: So brachte er große Persönlichkeiten wegen Korruption vor Gericht und beschnitt die Privilegien der Beamten.

Thomas Sankara war es, der dem Land seinen heutigen Namen gab: Burkina Faso – „Land der Aufrechten“ oder auch „Land der Unbestechlichen“. Doch um seine hehren Ziele zu erreichen, blieb ihm nicht viel Zeit: Schon vier Jahre nach seiner Machtergreifung wurde er von Putschisten ermordet. Nicht zuletzt durch seinen frühen Tod – Sankara war erst 37 als er starb – ist er anschließend zum revolutionären Märtyrer, zum „Ché Guevara Westafrikas“ stilisiert worden. Bis heute ist Thomas Sankara ein Idol vieler junger Menschen in Burkina Faso. Als Drahtzieher des Mordes an Sankara gilt sein früherer Kampfgefährte Blaise Compaoré, der heutige Staatspräsident Burkina Fasos.

### 3.2. Demokratie light

Nach dem Tod Sankaras übernahm Blaise Compaoré die Macht. 1991 wurde er zum Präsidenten gewählt. Allerdings boykottierte die Opposition die Wahl und nur ein Viertel aller Burkinabé wählten.

Im Gegensatz zu Sankara öffnete sich Compaoré wieder gegenüber dem Westen, schaffte zum Beispiel die Importverbote ab und holte internationale Investoren ins Land. Der Staatschef verstand es lange Zeit, sich auch gerade gegenüber dem Ausland als Demokrat zu präsentieren.

Als er bei der letzten Wahl im November 1998 mit einer überwältigenden Mehrheit von 87 Prozent der Stimmen wiedergewählt wurde, sah es zunächst so aus, als hätte ihn auch das burkinische Volk akzeptiert. Doch schon einen Monat später kommt es zu Massendemonstrationen. Der Grund: Im Dezember 1998 stirbt der regierungskritische Journalist Norbert Zongo, Herausgeber der Zeitung „L'indépendant“, unter mysteriösen Umständen. Seine verkohlte Leiche wird in einem ausgebrannten Wagen gefunden. Da offenbar nichts für einen Unfall spricht, geht die Opposition von einem Mord aus. Tausende von Demonstranten gehen auf die Straße und die verschiedenen Oppositions- und Menschenrechtsgruppen schließen sich zum „Collectif“ zusammen. Sie fordern die gründliche, gerichtliche Aufklärung des Falls. Der Journalist recherchierte gerade an einer brisanten Geschichte: Es ging um den Chauffeur des Bruders von Präsident Compaoré, der vermutlich von Mitgliedern der Präsidentengarde zu Tode gefoltert wurde.

Ein unabhängige Untersuchungskommission kommt im Mai 1999 zu dem Schluss, dass Norbert Zongo aus rein politischen Gründen ermordet worden sei und dass dabei auch seine Recherchen nach der Todesursache des Chauffeurs eine Rolle gespielt hätten. Im Februar 2001 wurde ein Mitglied der Präsidentengarde wegen Mordes und vorsätzlicher Brandstiftung angeklagt. Die Opposition kritisiert, dass die Rolle des Bruders des Präsidenten bisher nicht genauer beleuchtet wurde und glaubt, dass die eigentlichen Verantwortlichen ungeschoren davon kommen.

Die „Affaire Zongo“ ist nicht der einzige Fleck auf der weißen Weste des „demokratischen“ Regimes: Ein Blick in die Länderberichte von Amnesty International und „Reporter ohne Grenzen“ zeigt, dass es um die Menschenrechte im „Land der Aufrechten“ schlecht bestellt ist. Oppositionelle werden verhaftet und in den Gefängnissen kommt es immer wieder zu Todesfällen durch Folterungen.

Seit der Ermordung Norbert Zongos steckt das Land in einer politischen Krise.

Als sich im Dezember 2000 der Todestag Zongos zum zweiten Mal jährte, kam es wieder zu Massendemonstrationen. Die Polizei verhaftete vorübergehend zahlreiche Demonstranten und Oppositionspolitiker. Außerdem ver-

hinderte sie die Durchführung eines internationalen Journalistenfestivals zum Thema Meinungs- und Pressefreiheit und verhängte ein allgemeines Demonstrationsverbot.

L' Impunité – die Straffreiheit – also die Tatsache, dass Verletzungen der Menschenrechte nicht bestraft werden und die Verantwortlichen ungeschoren davon kommen – das ist es, was die Menschen aufregt und in den Medien immer wieder thematisiert wird. Die Antwort des Präsidenten darauf: Er ordnete einen nationalen „Journée du pardon“ an, einen „Tag des Vergebens“. Auf sein Geheiß also sollte jeder jedem vergeben, damit die Krise im Land ein Ende nimmt. Die Witwen Thomas Sankaras und Norbert Zongos wandten sich öffentlich gegen einen solchen Tag des Vergebens, da die Morde an ihren Ehemännern nicht geklärt seien. Auch die Sammlungsbewegung der Opposition boykottierte den „Journée du pardon“. Angeblich soll man das Stadion, in dem die Veranstaltung stattfand, mit bezahlten Gästen gefüllt haben.

#### **4. Pressefreiheit in Burkina Faso?**

Rund fünfzehn regelmäßig erscheinende Tages- und Wochenzeitungen, etwa genau so viele private Radiostationen – beim ersten Blick auf die Medienlandschaft in Burkina gewinnt man den Eindruck, dass die Freiheit der Presse gewährleistet ist. Die Journalisten kritisieren recht offen die Regierung und ihre Politik. Doch nicht zuletzt die Ermordung des Journalisten Norbert Zongo hat verdeutlicht, dass die Grenzen der Pressefreiheit fest umrissen sind.

„Diese Regierung hat viele Zeitungen und Radiostationen zugelassen. So möchte sie den Eindruck von Pressefreiheit erwecken. Aber das Ausmaß der Pressefreiheit misst man ja nicht an der Anzahl der Medien, sondern daran, ob ein Journalist tatsächlich ohne Angst ausdrücken kann, was er denkt“, sagt mir Abdoulaye Diallo, Direktor des Pressenzentrums „Centre National de Presse Norbert Zongo“. Das Zentrum wurde 1998 von verschiedenen Journalistenverbänden gegründet und nach dem verstorbenen Journalisten benannt. Es dient als Bildungs- und Informationszentrum und hier werden auch Veranstaltungen zum Thema Menschenrechte und Pressefreiheit organisiert. Abdoulaye Diallo wird bei seiner Arbeit immer wieder in seine Schranken verwiesen. So zum Beispiel im Dezember 2000, als das Pressezentrum gemeinsam mit der burkinischen Menschenrechtsbewegung MBDHP und der „Media Foundation West Africa“ ein internationales Journalistenfestival zum Thema Presse- und Meinungsfreiheit organisiert hatte. „Die Regierung hat dieses Festival zwar zunächst erlaubt und uns alles vorbereiten lassen, doch dann wurden die Veranstaltungen regelrecht sabotiert“, erzählt Diallo. „Wir wollten zum Beispiel nach Sapouy fahren, dort wo Norbert

Zongo getötet worden ist. Doch fünf Kilometer vor Sapouy haben sie uns gesagt, wir dürften nicht weiterfahren. Wir wollten auch ein Konzert veranstalten und hatten das Stadion schon gemietet. Doch zwei Tage vor der Veranstaltung erfuhren wir, dass wir das Stadion doch nicht bekommen.“ Zwei Journalisten der Organisation „Reporters sans frontières“, die zum Festival nach Burkina einreisen wollten, bekamen kein Visum.

Diallo berichtet mir außerdem, dass vor wenigen Monaten zwei Journalisten der Zeitung „L'Indépendant“ kurzzeitig inhaftiert wurden. Der Hintergrund: Sie hatten die Todesumstände eines Schülers recherchiert, der während einer Auseinandersetzung zwischen demonstrierenden Schülern und Polizisten erschossen worden war.

Solche Einschüchterungsversuche kritischer Journalisten sind keine Seltenheit: Auch das Privatrado „Horizon FM“, bei dem ich vier Wochen lang gearbeitet habe, wurde in der Vergangenheit schon des öfteren gezwungen, seinen Sendebetrieb vorübergehend einzustellen, weil es zum Beispiel über den Mord an Norbert Zongo berichtete oder der Opposition Gehör verschaffte.

## **5. Ist die Mobylette kaputt, gibt's keine Nachrichten – Journalistenalltag in Burkina Faso**

Erste Überraschung: Das Radio Horizon FM, bei dem ich mein Praktikum absolvieren werde, ist bereits digitalisiert. Alle Musikstücke und die Jingles werden vom Computer aus eingespielt. Diese High-Tech-Errungenschaft steht allerdings im krassen Gegensatz zur sonstigen technischen Ausstattung des Senders: Das Studio ist mit einigen an die Wand geklebten Schaumstoffquadraten nur spärlich isoliert. Der Reporter Thierry hat kein Mikrofon und so muss er seinen Gesprächspartnern sein Aufnahmegerät immer direkt vors Gesicht halten, damit sie in das dort eingebaute Mikro sprechen. Seit der Sender an den Stadtrand Ouagadougous gezogen ist, muss Thierry jeden Morgen etwa zehn Kilometer zur Arbeit fahren. Ist seine Mobylette kaputt, dann gibt es eben keine Nachrichten.

Thierrys Interviews werden immer in voller Länge gesendet. Bisher gab es keine Möglichkeit, zu schneiden. Jetzt – mit dem digitalen Schnittprogramm – wäre es zwar möglich, doch der Reporter kennt sich damit noch nicht aus und der Tontechniker ist auch nur sporadisch da. Als ich mit seiner Hilfe eines Tages einen gebauten Beitrag realisiere, kritisiert der Chef des Radios, dass meine Originaltöne zu kurz seien: Ich sollte doch meine Interviewpartner länger sprechen lassen, das gesprochene Wort sei es, was die Zuhörer hören wollten und nicht die schön formulierten Texte der Journalistin.



Zum Alltag von Nachrichtenjournalisten gehört auch in Ouagadougou vor allem der Besuch von Pressekonferenzen. Mit einem wichtigen Unterschied zu Deutschland: Neben den Presseunterlagen bekommen die Journalisten oft noch Bares in die Hand gedrückt. Viele Organisationen, Ministerien oder sonstige Veranstalter bezahlen die Presse für ihre Berichterstattung. Wer Öffentlichkeit will, muss dafür zahlen, so lautet hier die Devise. Mit Bestechlichkeit oder unkritischer Berichterstattung habe das überhaupt nichts zu tun, versichern mir viele afrikanische Kollegen, die meine Bedenken gar nicht nachvollziehen können. Schließlich werden sie von ihren Sendern in der Regel so schlecht bezahlt, dass sie auf diese zusätzlichen Einkünfte angewiesen sind.

## **6. Frauen in Burkina Faso**

### **6.1. El Dorado der Frauenprojekte?**

„Sie wollen über Entwicklungshilfe für Frauen recherchieren? Dann sollten sie nach Burkina Faso fahren – dort ist ein wahres El Dorado der Frauenprojekte“ – Diesen Tip gab mir eine Afrikakennerin und Entwicklungshilfeexpertin, als ich mich auf meinen Auslandsaufenthalt vorbereitete. Tatsächlich gibt es in Burkina Faso jede Menge Organisationen, die sich für die Interessen der Frauen einsetzen. Seien es nun einfache „Groupements“, also lockere Interessensgemeinschaften einheimischer Frauen, etwas größere „ONGs“ (Organisations Non-Gouvernementales), also Nichtregierungsorganisationen oder staatliche Organisationen. Allein in dem Netzwerk „Reseau de communication, d'information et de formation des femmes dans les ONG au Burkina Faso“ (RECIF) sind 48 nationale und internationale Nichtregierungsorganisationen vertreten. Das Netzwerk hat insgesamt 150.000 einzelne Mitgliedsfrauen.

Die weitverbreitete Tendenz, sich zusammenzuschließen, um die eigenen Interessen besser zu vertreten, entstand offenbar in der sozialistischen Ära des Thomas Sankara: Er rief 1985 die Massenorganisation „Union des femmes“ ins Leben, die dafür sorgte, dass sich landesweit lokale Frauenkomitees bildeten. Sankara hat mit seiner Politik viel zur Bewusstwerdung der gesellschaftlichen Benachteiligung der Frauen beigetragen. Er forderte zum Beispiel die Einführung eines Grundlohns für Hausfrauen. Die Hälfte der Beamtengehälter sollten auf die Konten ihrer Ehefrauen überwiesen werden. Außerdem plädierte er dafür, dass Frauen Landrechte zugestanden werden und ließ auf Dörfern Kindergärten errichten.

Doch bei meinen Gesprächen mit verschiedenen Frauengruppen fiel mir auf, wie wenig sie voneinander wissen. Diese mangelnde Vernetzung der einzelnen Gruppen ist ein Manko der Frauenbewegung Burkinas. Um die Situation zu ver-

bessern, entstand 1992 das oben bereits erwähnte Netzwerk RECIF. RECIF versucht, die Kommunikation zwischen den einzelnen Mitgliedsorganisationen zu verbessern und organisiert gemeinsame Veranstaltungen. So fand vor kurzem ein großes Forum zum Thema „Frauen und Gewalt“ statt.

Für Ernestine Sanogo, eine leitende Mitarbeiterin von RECIF, ist das größte Problem der burkinischen Frauen ihr sehr niedriger Bildungsstand: Laut CIA-World-Factbook von 1998 sind rund 91 Prozent aller Frauen Analphabetinnen. Diese traurige Tatsache erklärt ein weiteres Phänomen, das man in Bezug auf die gesellschaftlich Rolle der Frau in Burkina beobachten kann: Die große Diskrepanz zwischen der Rechtsstellung und der alltäglichen Realität der Frauen.

## 6.2. Anspruch und Wirklichkeit

Im Vergleich zu anderen Ländern Afrikas haben Burkinas Frauen schon sehr viele Rechte – zumindest auf dem Papier.

Bereits 1984 unterzeichnete die damalige Regierung die „Convention on the Elimination of all Forms of Discrimination against Women“. Seit 1997 gibt es ein spezielles Frauenministerium, das sich für die Belange der Frauen einsetzt. Laut der Verfassung Burkina Fasos ist jede Form von geschlechtlicher Diskriminierung verboten. Frauen haben das gleiche Recht auf Beschäftigung wie Männer. Das 1990 reformierte Familienrecht verbietet Traditionen wie das „Levirat“, das heißt, Witwen dürfen nicht mehr gezwungen werden, den Bruder ihres verstorbenen Mannes zu heiraten. Auch die Zwangshochzeit – also das Verheiraten junger, oft noch minderjähriger Mädchen gegen deren Willen – ist gesetzlich nicht erlaubt: Bei einer Hochzeit müssen beide Ehepartner ihr Einverständnis geben. Gesetzlich verboten und sogar strafbar ist auch die weibliche Beschneidung. Dieses schmerzhaftes Ritual wurde in Burkina schon sehr früh öffentlich kritisiert: Bereits 1975 gab es Radiosendungen zum Thema und seit 1994 gibt es ein nationales Komitee gegen Beschneidung (Comité national de lutte contre la Pratique de l'Excision).

Doch trotz der fortschrittlichen Gesetzgebung und Regierungspolitik spielen die genannten frauenfeindlichen Traditionen noch eine sehr große Rolle.

Das große Problem ist, dass die Mehrheit der burkinischen Frauen gar nicht über ihre Rechte informiert ist. Kein Wunder, denn 86 Prozent von ihnen leben auf dem Land und sind hier meist abgeschnitten von jeglichen politischen Informationen. In der Regel sprechen sie kein Französisch, sondern nur ihre Regionalsprache. Zwar gibt es bereits Übersetzungen der Gesetze in einige dieser Sprachen – doch was nützt das den Frauen, die weder lesen noch schreiben können. Um dafür zu sorgen, dass die Frauenrechte nicht nur auf dem Papier stehen, sondern Realität werden, setzen immer mehr Frauenor-

ganisationen auf Aufklärungskampagnen vor Ort. Weil die Frauen auf dem Land sich nicht selbst informieren können, kommt die Information zu ihnen: Mit Theaterstücken, Puppenspielen, Vorträgen und Filmen soll den Frauen ihre Benachteiligung vor Augen geführt werden und sie erfahren, wie sie sich dagegen zur Wehr setzen können.

### 6.3. Theater gegen die Unwissenheit

Der Lärm in der Aula ist ohrenbetäubend – 450 Mädchen kreischen und klat-schen und sind völlig aus dem Häuschen. Das, was sich da vor ihnen auf der Bühne abspielt, lässt keine der jungen Internatsschülerinnen aus der Kleinstadt Koubri kalt: Es geht um das Mädchen Georgietta, eine ehrgeizige Schülerin, die mit 14 Jahren gezwungen wird, die Schule zu verlassen und einen ihr völlig unbekanntem Mann zu heiraten. Die Zwangsheirat ist eine in Burkina Faso immer noch sehr weit verbreitete Tradition. Die Theateraufführung, organisiert von der Frauenorganisation „Women in Law and Development in Africa“ (WILDAF) zeigt, welche tragischen Folgen diese Tradition haben kann: Georgietta, eigentlich noch viel zu jung für eine Schwangerschaft, verliert ihr erstes Kind und wird nach der zweiten Geburt schwer krank. Von ihrer Schwiegermutter wird sie schikaniert, von ihrem Mann zum Sex gezwungen. Georgiettas Geschichte endet tragisch: Sie vereinsamt immer mehr und verliert schließlich den Verstand. Das Stück wühlt die jungen Zuschauerinnen sehr auf. Nachdem der Vorhang gefallen ist, sind sie selbst an der Reihe: Sie sollen entscheiden, welche der Bühnenfiguren Schuld am Schicksal Georgiettas hat. Die Mädchen sind sich da rasch einig. Ohne Scheu kommen einige von ihnen selbst auf die Bühne und zeigen, wie man es hätte besser machen können.

Solche pädagogischen Theaterstücke werden in Burkina Faso sehr häufig aufgeführt. Gerade Frauenorganisationen arbeiten gerne mit dieser Methode, um Frauen über ihre Rechte aufzuklären. Die Präsidentin von WILDAF erklärt mir, mit den gespielten Szenen würde eine viel größere Wirkung beim Publikum erzielt als beispielsweise mit Aufklärungsbroschüren – die würden die meisten burkinischen Frauen ja ohnehin nicht lesen können. WILDAF hat auch ein Theaterstück zum heiklen Thema Beschneidung im Programm und eines zur Hexenverfolgung – denn es ist noch gang und gäbe, dass Frauen aus ihren Dörfern verbannt werden, weil man sie für Hexen hält und für Krankheiten und Todesfälle verantwortlich macht.

Organisationen wie WILDAF geht es darum, den Frauen klar zu machen, dass sie durchaus nicht rechtlos sind. Sie wollen ihnen Mut machen, für ihre Rechte einzutreten und dafür zu sorgen, dass die Gleichberechtigung nicht abstrakt bleibt.

Bei den Schülerinnen in Koubri ist die Botschaft des Stückes zur Zwangshochzeit angekommen. Jede von ihnen könnte theoretisch das gleiche Schicksal erleiden wie die arme Georgietta. Nach der Vorstellung sagt mir eine Zuschauerin, wenn ihre Eltern versuchen sollten, sie gegen ihren Willen zu verheiraten, dann würde sie sich an eine Frauenorganisation wenden. Und sie fügt noch hinzu: „Eigentlich müsste man das, was wir hier gesehen haben, allen Mädchen in Burkina zeigen.“

#### **6.4. Pourquoi pas? Pionierinnen im Blaumann**

Schon seit mehr als einer Stunde fahren wir über holprige Pisten, im kleinen Auto ist es brütend heiß. Ab und zu tauchen kleine Runddörfer – Lehmhäuser mit Strohdächern – auf. Ansonsten trocken-staubige Savannenlandschaft soweit der Blick reicht: Buschgestrüpp, helles Gras und knorrige Bäume. Kaum vorstellbar, dass in dieser Ödnis irgendwann noch eine Stadt auftauchen soll. Wir sind auf dem Weg nach Koudougou. Bernhard Zongo fährt diese Strecke mehrmals in der Woche. Heute hat er mich mitgenommen, um mir sein Ausbildungsprojekt für junge Frauen zu zeigen. Auf der Fahrt erzählt er mir, warum er dieses Projekt ins Leben gerufen hat: „Es ist hier völlig selbstverständlich, dass Mädchen und Frauen Mofas oder Mopeds fahren. Aber sobald es ums Reparieren geht – und sei es nur das Auswechseln einer Zündkerze – sind sie auf die Männer angewiesen.“

Diese Beobachtung brachte ihn auf eine Idee: Warum nicht junge Frauen zu Mechanikerinnen ausbilden? Angesichts der Massen von Mobylettes, die die Straßen der burkinischen Städte bevölkern, ist der Bedarf an Reparaturwerkstätten sehr groß. Gedacht, getan: 1997 startete Bernhard Kongo sein Projekt mit finanzieller Unterstützung der kanadischen Hilfsorganisation OXFAM Québec, Terre des Hommes Deutschland und einer holländischen Nichtregierungsorganisation. Er habe schon lange überlegt, wie er seinem Land helfen könne, erzählt er mir. Dass er dabei zuerst an die Frauen dachte, liegt für ihn auf der Hand: Schließlich tragen sie die größten Lasten, leisten die meiste Arbeit und sind dennoch diejenigen, die am wenigsten verdienen und am wenigsten zu sagen haben. Sein Projekt richtet sich vor allen Dingen an die Mädchen, die nur eine geringe Schulbildung haben und deshalb nicht auf weiterführende Schulen gehen können.

Die jungen Frauen, die ich in der Fahrradwerkstatt des Projektes treffe, wirken ziemlich selbstbewusst. Doch sie erzählen mir, dass sie oft mit Vorurteilen zu kämpfen haben. In einem traditionsgeprägten Land wie Burkina sind Frauen in Blaumännern eben noch etwas sehr exotisches. Aber wenn sie beweisen, dass sie genauso gut arbeiten wie die Männer, dann werden sie auch

ernst genommen – so die Erfahrung der Ausbildungsteilnehmerinnen während ihrer Praktika in den Betrieben.

Heute haben die Mädchen keine Zeit zum Reparieren, sie müssen ihr Abschlussfest vorbereiten und studieren gerade ein Theaterstück und einen Tanz ein. Sie sind bereits der zweite Abschlussjahrgang. Die ersten 17 Absolventinnen der zweijährigen Ausbildung machen ihnen Mut, denn die meisten von ihnen haben eine Arbeit gefunden. Einige haben sich sogar selbstständig gemacht und eine eigene Werkstatt eröffnet – mit Hilfe eines Kredits vom Ausbildungszentrum.

Bernhard Zongo kann zu Recht stolz sein auf sein Projekt. Allerdings plagen ihn Geldsorgen. Die Anschubfinanzierung war zwar sehr hilfreich, doch jetzt wird es knapp. Ein größeres Ausbildungszentrum und komfortablere Unterrichtsräume sind dringend notwendig. Doch statt nur zu jammern, überlegt sich der pragmatische Zongo lieber, wie er selbst Geld auftreiben kann: So gibt es einen kostenpflichtigen Reparaturservice und einen kleinen Laden, in dem Fahrrad – und Mopedzubehör verkauft wird. Auch frische Eier gibt es hier – aus der projekteigenen Hühnerfarm.

## **6.5. Die Tradition verändern, ohne mit ihr zu brechen**

Sanfte Hügel, kleine Wälder, Zuckerrohrplantagen und Reisfelder – im Südwesten Burkinas, im Land der Lobi, ist die Landschaft grüner und abwechslungsreicher als im Rest des Landes. Statt der klassischen Runddörfer mit den Strohdächern sieht man hier Wohnburgen aus Lehm – mehrere rechteckige Gebäude, die von einer Mauer umfasst sind und an zu Stein gewordene Sandburgen erinnern. Die trutzig wirkenden Gebäude passen zu den Menschen hier: Die Lobi gelten als unbeugsam und stolz – sie haben sich im Lauf der Geschichte erfolgreich gegen alle möglichen Eindringlinge zur Wehr gesetzt. Auf den Dächern der Häuser entdeckt man seltsame Gegenstände. Es sind Fetische, die davon zeugen, dass der Glaube an Naturgeister hier noch eine sehr große Rolle spielt. Menschen, die in einer solchen traditionsgeprägten Region etwas verändern wollen, brauchen Kraft, Ausdauer und viel Einfühlungsvermögen. Ini Damien ist so ein Mensch. Seit 1995 engagiert sie sich in den Dörfern des Südwestens für die Abschaffung der weiblichen Beschneidung. Da sie selbst aus dieser Region stammt, weiß sie, wie die Leute zu nehmen sind – und verfolgt eine ganz bestimmte Strategie: Sie versucht, die Tradition zu verändern, sie symbolisch umzuformen, ohne mit ihr zu brechen. Ihre Idee: Das Beschneidungsritual wird weiterhin durchgeführt, aber die Beschneidung selbst wird durch einen unblutigen Luftstreich ersetzt. Schließlich hätten sich auch andere Rituale im Laufe der Jahre verändert, so meint

Damien. Und es sei durchaus üblich, die konkrete Handlung durch eine symbolische zu ersetzen: Wenn eine Familie zum Beispiel ein bestimmtes Dank-sagungsritual durchführt und ein Kind nicht anwesend sein kann, wird es durch einen Stein ersetzt. Warum also nicht auch das grausame Beschneidungsritual durch eine symbolische Geste ersetzen? Das klingt einfach und einleuchtend, und offenbar funktioniert dieser Ansatz auch, denn mittlerweile legen immer mehr Beschneiderinnen das Messer aus der Hand. Allerdings lassen sich die Betroffenen nicht von heute auf morgen überzeugen. Ini Damien und ihre Mitstreiterinnen der „Association pour la promotion des Femmes de Gaoua et de la Province du Poni (APFG)“ brauchen sehr viel Geduld. „Manchmal dauert es bis zu zwei Jahre, bis eine Dorfgemeinschaft so weit ist.“, erklärt mir Ini Damien. Doch manchmal lässt sich der gewünschte Wandel auch mit ganz pragmatischen Ideen beschleunigen. Viele Beschneiderinnen weigern sich aus ökonomischen Gründen, ihre „Arbeit“ aufzugeben. Schließlich werden sie dafür bezahlt – zum Beispiel mit Hirse. Die Frauen der APFG helfen den Beschneiderinnen deshalb, anderweitig über die Runden zu kommen und Geld zu verdienen, beispielsweise als Verkäuferinnen der in der Organisation hergestellten Karitéseife.

Klein und unspektakulär, aber sehr effektiv, das ist der Eindruck, den ich von dieser Frauenorganisation habe. Nach unserem Interview führt mich Ini Damien ins „Cabaret“ – eine Art Gasthaus, das von APFG betrieben wird. Hier brauen die Frauen das traditionelle Hirsebier „Dolo“ und verkaufen es an die – meist männlichen – Gäste. Außerdem finanziert sich die APFG mit Hilfe einer eigenen Schweinezucht und der Herstellung von Seife aus Kariténüssen. Doch das Geld reicht bei weitem nicht, denn es gibt immer mehr Arbeit: Mittlerweile hat die Vereinigung mehr als 300 Mitglieder. „Heute kommen die Frauen aus den Dörfern von selbst zu uns, um sich beraten zu lassen. Wir sprechen mit ihnen über Familienplanung oder über die Rechte der Frauen. Und wir begleiten sie zur Gesundheitsstation oder ins Krankenhaus. Sie haben Vertrauen zu uns und da wir ihre Regionalsprachen sprechen, können wir für sie übersetzen.“

## **6.6. Gut gemeint, aber schlecht angekommen – Entwicklungshilfeprojekte für Frauen im Wandel**

„Das erste, das ich morgens nach dem Aufstehen mache, ist das Beten. Dann nehme ich meinen Eimer und gehe Wasser holen. Danach stampe ich Hirse und bereite das Essen für meine Familie vor. Anschließend töpfere ich Tonkrüge, die ich später auf dem Markt verkaufe. Das verdiente Geld gebe ich für Lebensmittel aus. Und wenn etwas übrig bleibt, kaufe ich einen Schafsbock. Den mäste ich und so bringt er mir wieder Geld ein. Davon kaufe ich

etwas für die Hütte: Ein Bett, Bettlaken oder Schmuck für die Wände, damit es etwas hübscher aussieht.“

Saoudato Diabaté beschreibt mir ihren arbeitsreichen Alltag. Sie kommt aus dem kleinen Dorf Lerbou im Norden Burkina Fasos, in der Sahelzone. Wir können uns nur mit Hilfe einer Übersetzerin unterhalten, denn Saoudato spricht kein Französisch, sondern nur Fulfulde, eine Regionalsprache. Die Hauptaufgabe der Frauen hier, so erzählt sie weiter, sei das Hirsestampfen und das Wasserholen. Körperliche Schwerstarbeit: Dort, wo es keine Getreidemühlen gibt, müssen die Frauen die Hirse mit der Hand stampfen. Und weil die Pumpe beim Dorf häufig kaputt ist, sind sie gezwungen, fünf bis sieben Kilometer zu gehen, um Wasser zu holen. Saoudato ist eine der vielen Frauen, die in drei nördlichen Provinzen Burkinas vom „Projet Economie Familiale“ (PEF) unterstützt werden. Das PEF ist ein Frauenförderprojekt, das bereits seit 1984 existiert und durch die Deutsche Welthungerhilfe finanziert wird. Die im Projekt arbeitenden Entwicklungshelferinnen werden vom Deutschen Entwicklungsdienst entsandt. Ziel des PEF ist es, die soziale und wirtschaftliche Situation der Frauen in der Region dadurch zu verbessern, dass man sie bei ihren täglichen Bemühungen, Geld zu verdienen, unterstützt. Wichtige einkommensschaffende Maßnahmen in dieser Region sind die Schafsbockmast, die Seifenproduktion aus Kariténüssen und der Anbau von Gemüse. Außerdem bemüht sich das Projekt um die Alphabetisierung der Frauen und vergibt Kleinkredite. „Hilfe zur Selbsthilfe“ lautet das Motto.

„Das PEF hat mir viele Vorteile gebracht“, meint Saoudato Diabaté. „Früher konnte ich weder lesen noch schreiben. Dank des Projektes habe ich das gelernt. Außerdem habe ich dort erfahren, wie ich effektiver arbeiten kann: Auf den Gemeinschaftsfeldern zum Beispiel oder bei der Tiermast. Und auch bei der Herstellung der Tonkrüge konnte ich noch etwas lernen. Jetzt verkaufe ich gut und verdiene mehr Geld.“ Auch die anderen Frauen, die vom PEF unterstützt werden, äußern sich mir gegenüber sehr zufrieden.

Am Beispiel des PEF lässt sich der Wandel in der Entwicklungszusammenarbeit mit Frauen gut darstellen: Anfänglich war das Projekt ein klassisches Frauenförderungsprojekt, das heißt, es richtete sich ganz gezielt nur an die Frauen, ohne die Männer einzubeziehen. Ein solcher Ansatz wird von vielen Entwicklungshilfeexperten mittlerweile kritisiert, da er manche Probleme mit sich bringt. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben gezeigt, dass das, was eigentlich gut gemeint war, letztlich oft nach hinten losgeht. Ein Beispiel: Kredite und Arbeitsgeräte sollen eigentlich dazu dienen, dass die Frauen mehr Geld und gleichzeitig weniger Arbeit haben. Doch oft ist es so, dass unterm Strich nicht die Frau, sondern ihr Mann profitiert: Er zieht sich aus der finanziellen Verantwortung für die Familie noch mehr zurück und lässt seine Frau, weil sie ja jetzt mehr Zeit hat, auf seinem Feld arbeiten. Es soll

sogar Fälle geben, in denen Männer, deren Frauen es dank der Projekte finanziell besser geht, sich entschließen, noch eine weitere Frau zu heiraten. So kann die Hilfe im schlimmsten Fall ins Gegenteil umschlagen, Frauenförderung zur Förderung der Polygamie werden.

Aufgrund solcher negativer Erfahrungen setzt die internationale Entwicklungszusammenarbeit seit den 90er Jahren auf den sogenannten Genderansatz. Dabei sind nicht mehr nur die Frauen im Blickfeld, sondern auch die Männer. Es geht um eine Veränderung des Geschlechterverhältnisses. Wer gezielt helfen will, muss wissen, wie die sozialen Rollen von Mann und Frau vor Ort verteilt sind. Wer ist für welche Arbeit zuständig? Wer fällt die Entscheidungen? Wer hat die Kontrolle über die Familieneinnahmen? Das sind Fragen, die bei der sogenannten Genderanalyse gestellt werden, damit man dann die Hilfsmaßnahmen darauf ausrichten kann.

Im PEF-Projekt haben die Verantwortlichen gemerkt, dass die Arbeit in der Landwirtschaft den Frauen letztlich nur dann etwas bringt, wenn sie auch Bodenrechte haben – was traditionell nicht der Fall ist, so dass die Männer den Frauen die schon bearbeiteten Böden wieder abnehmen können und letztlich von deren Arbeit profitieren. Heute versucht man, die Männer in die Projektstrategie einzubeziehen und sie dazu zu bewegen, Rechte abzutreten. Ähnliches gilt für die Hammelmast: Traditionell dürfen nur Männer die Tiere auf dem Markt kaufen und verkaufen, die Frauen bleiben also abhängig von ihnen. Doch mittlerweile hat PEF dafür gesorgt, dass die Frauen ihre Männer zumindest auf den Markt begleiten dürfen. So bekommen die Frauen selbst einen besseren Überblick über die Preise. Außerdem gewöhnt sich die Gesellschaft an ihre Präsenz auf dem Markt und so werden sie möglicherweise selbst irgendwann einmal als direkte Verhandlungspartnerinnen akzeptiert.

Der Genderansatz kann also sehr sinnvoll sein und eine gezielte Förderung der Frauen möglich machen. Denn letztlich geht es darum, nicht nur die praktischen Alltagsbedürfnisse der Frauen zu befriedigen, sondern auch die langfristigen, strategischen Interessen: Ihnen also tatsächlich mehr gesellschaftliche Macht zu verschaffen.

Allerdings fürchten manche Entwicklungsexpertinnen heute, dass ein falsch verstandener Genderansatz an den tatsächlichen Bedürfnissen der Frauen vorbei geht. Bei der Projektarbeit vor Ort könnte es passieren – so die Befürchtung – dass man sich darauf beschränkt, nur eine bestimmte „Frauenquote“ zu erfüllen. Wenn sich der Genderansatz darin erschöpft, darauf zu achten, dass bei bestimmten Entscheidungsprozessen genauso viele Frauen wie Männer anwesend sind, dann gerät die Frage in den Hintergrund, ob die Frauen überhaupt qualifiziert genug sind, um mitentscheiden zu können und ernst genommen zu werden. Gerade in Ländern wie Burkina Faso ist es wichtig, dass man nicht den zweiten Schritt vor dem ersten macht: Die Frauen



müssen zunächst einmal einen Zugang zur Ausbildung bekommen. Nur so können sie kompetent und selbstbewusst gegenüber den Männern auftreten.

So haben mir mehrere Entwicklungshelferinnen erzählt, sie würden beobachten, dass Frauen in Dorfbesprechungen oder Seminaren zusammen mit Männern sehr zurückhaltend sind und sich kaum äußern. In einem Projekt gegen die Wüstenbildung beispielsweise sind – dank des Genderansatzes – auch Frauen in den Gremien, in denen es um die Regelung der Bodennutzungsrechte geht, vertreten. Die Frauen haben aber in dieser Region traditionell kein Recht auf Landbesitz, also trauen sie sich auch nicht, ihre Meinung zu diesem Thema zu äußern.

Es reiche nicht, einige „Alibifrauen“ in bestimmte Gremien zu setzen, erklärte mir eine Entwicklungshelferin, der Genderansatz dürfe nicht zur rein zahlenmäßigen Gleichberechtigung verwässern. Aus diesem Grunde sollte der Genderansatz die gezielte Frauenförderung nicht ersetzen, sondern beide Ansätze müssten parallel angewandt werden.

Bei meinen Gesprächen mit einheimischen Frauen ist mir bewusst geworden, dass ihnen die Debatte um den Genderansatz entweder gar nicht bekannt ist oder sie einfach nicht beschäftigt. Die konkreten, alltäglichen Probleme wie Armut, Krankheit oder Analphabetismus nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, für abstrakte Betrachtungen bleibt da kein Raum. Wie kann ich mir die tägliche körperliche Arbeit erleichtern? Wie schütze ich mich und meine Familie vor Aids und anderen Krankheiten? Wie kann ich etwas Geld verdienen? Wo lerne ich lesen und schreiben? Wie kann ich mich gegen die Beschneidung wehren? – Das sind die Fragen, die die Frauen bewegen. Diese elementaren Bedürfnisse zu befriedigen, ohne dabei das langfristige Ziel einer tatsächlichen gesellschaftlichen Gleichberechtigung von Mann und Frau aus den Augen zu verlieren, das ist der schwierige Balanceakt, den die Entwicklungszusammenarbeit bewältigen muss.